



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Reck-Malleczewen, Fritz: Alte und neue Hamletforschung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Alte und neue Hamletforschung

Von Dr. Fritz Red-Malleczewen in München

Über dem Gemälde hängt ein Flor; wir möchten ihn wegziehen, das Gemälde genauer betrachten; aber der Flor selbst ist gemalt. Börne.



erst mit Goethes Wilhelm Meister erwächst in Deutschland weiten Kreisen das Interesse für Hamlet. Und erst sein Erscheinen erschließt den Quell kritischer Produktion, der zunächst spärlich, allmählich aber immer energischer fließt. Heute scheint er langsam zu versiegen, nachdem inzwischen die Hamletliteratur zu einer kleinen Bibliothek herangewachsen ist.

Die Frage, das Hamletproblem! Welches Rätsel stellt diese Sphinx, an der heißes Bemühen sich so lange Jahre vergebens versuchte? . . . Vielleicht ist es das Rätselhafteste am Hamlet, daß die Fülle der Probleme eine Beantwortung der Hauptfragen immer unzulänglich und einseitig erscheinen läßt. Es ist so, wie es immer ist, wenn man das innerste Wesen eines komplizierten Menschen ergründen will: glaubt man eine Formel dafür gefunden zu haben, sofort tauchen tausend neue Fragen auf und harren der Beantwortung.

Der Hamletforschung stand durch alle Zeiten ein Problem vornan: weshalb zaudert dieser sympathische, ethisch hochstehende Mensch mit der Ausführung eines Vorhabens, das ihm selbst von einem geliebten Munde, vor allem aber von dem eigenen Gewissen als sittliche Pflicht anbefohlen wird? Und weiter: weshalb dieser exzentrische Wechsel in den Äußerungen seines Temperamentes, die Periodizität dieser unvermittelten Übergänge aus tiefem Phlegma zur rasenden Exaltation?

Wir wissen heute befriedigende Antworten auf diese Fragen. Nur müssen wir dabei immer daran denken, daß es zu solchen Problemen nicht absolut richtige Lösungen gibt und daß andere Zeiten sie vielleicht anders lösen werden, je nach den Ideen, die den Menschen eben dieser Zeiten nahe liegen.

Senial hat, bevor Kleinere sich mit ihr beschäftigten, Goethe im großen und ganzen die Frage beantwortet, weshalb Hamlet so lange zögert und weswegen er schließlich zugrunde geht: „eine große Tat auf eine Seele gelegt, die der Tat nicht gewachsen ist.“

Im großen und ganzen sage ich. Denn mit diesem Satz war ja zunächst nur eine Unzulänglichkeit Hamlets konstatiert, ohne daß gesagt wird, worin eben diese Unzulänglichkeit besteht. Und doch sind diese Worte bewunderungswert, weil sie der eigenen und vielen Jahrzehnten der folgenden Zeit vorausseilen und den Grund und Boden bilden, auf dem auch der moderne Mensch sich Hamlet nähert.

Die Arbeiten der folgenden Zeit bemühen sich vergeblich um die Weiterentwicklung des Goetheschen Gedankens. Sie sind zum großen Teil ungemein geistvoll und fördern manche wertvolle Einzelheit ans Licht. Aber vor der Kardinalfrage, dem Zaudern Hamlets stehen diese Kommentare von Ziegler, Tietz, Servinus, von Friesen, Baumgart, Fischer ratlos da. Fast alle sehen ihn im Grunde als ethisch hochstehenden Phlegmatiker und wollen aus der Dickflüssigkeit seines Temperamentes und aus sittlichen Bedenken sein Zögern erklären. Ebenso wird geltend gemacht, daß der Ästhet in ihm sich gegen die blutige Rache empört.

Ohne Frage sind das Gründe, die mitsprechen. Aber nie und nimmer kommt man mit ihnen aus. In der am Ende der Tragödie immer deutlicher werdenden Destruktion in Hamlets Gemüt scheiterten diese Erklärungsversuche vollends, und um nun wieder über diese Tatsache hinwegzukommen, wurden langatmige, unendlich qualvolle „Ehrenrettungen“ Hamlets unternommen. So wird von Gerth-Butbus sein Zögern mit religiösen Bedenken begründet, und in die engen Grenzen dieser Anschauung dann die ganzen inneren Reibungen der Tragödie eingezwängt. Vor der Tatsache der rasenden Temperamentsausbrüche steht man gänzlich ratlos da. Der „Bahnsinn“ Hamlets wird von einem Autor ausgeschlossen, weil er mit ästhetischen Grundsätzen unvereinbar sei.

Man debattiert äußerst geistvoll über die Tragödie, aber in das innere Getriebe seiner Seele vermag man nicht zu schauen. Und so muß man sich zum Beispiel mit der Beobachtung der Tatsache begnügen, daß in Hamlets Gemütsleben Arsis und Thesis wechseln (Fischer). Oder man verläßt überhaupt das eigentliche Problem, studiert die Entwicklung der Tragödie aus der Fabel des Saxo Grammaticus und erläutert die Wortspiele. Oder man prüft das Verhältnis der Tragödie zu den dramaturgischen Regeln des Aristoteles, untersucht, ob die Erscheinung des Geistes dramatisch sich rechtfertigen läßt, und was der philologischen Amüsements mehr sind. Goethes Gedanke wird nicht weitergeführt. Man beschränkt sich darauf, ihn zu variieren. Nur hin und wieder finden sich Äußerungen, die die Unzulänglichkeit der bisherigen Grundlagen eingestehen und schon auf Ergebnisse verweisen, die dann die Zukunft brachte.

In der Tat war es unserer Zeit vorbehalten, jene Fragen zu beantworten. Unserer Zeit, in der die Menge der psychopathologischen Literatur, die dramatische Verwendung ähnlicher Motive und nicht zuletzt unsere reflektierendere, dem Grundmotiv des Hamlet verwandtere Psyche den Boden der Erkenntnis befruchten.

Man denke: alles in allem ein Leben, wie wir es oft genug sehen. Gerade der kraftvolle, tatenfrohe Mann ist oft Vater eines fein organisierten Sohnes, dessen überzarte Psyche in bewunderungswürdiger Weise subtilste Gedankenarbeit leistet, vielleicht genial im Aufnehmen künstlerischer Eindrücke ist, die aber versagt, wo es gilt, eine Welt von Schwierigkeiten zu überwinden. Gerade in glänzenden Familien ist oft so die Entartung über Nacht gekommen, man weiß nicht woher, und mit solchem feingeistigen, überzarten letzten Sproß ist schon manch strahlender Name verschollen. Überempfindliche Instrumente, die als Gelehrte, Philosophen, als Interpreten ästhetischer Werke oft wundervolles leisten und auch leidlich durchs Leben kommen, beläßt sie ein günstiges Geschick auf diesen Wegen, auf denen sie nicht straucheln. Man denke aber: ein Leben, das die rauhe Tat verlangt, bei der tausend Gewissensbedenken schweigen müssen! Gewissensbedenken, das ist es!

Diese Feinen, Sensiblen, denen auf jeden Eindruck, der den Robusteren unbeeinflusst läßt, eine Flut von Empfindungen zuströmt, sie sind fast alle Menschen mit leicht erregbaren ästhetischen, ethischen . . . religiösen Bedenken. In unzählige Bedenken verstrickt, kommen sie da, wo sie verlangt wird, nie zur raschen Tat, die ein entschiedenes Wollen oder Nichtwollen erfordert. Ist es nun gar ein Vorfaß, wie ihn in einer gegebenen Situation solche Naturen viel leichter fassen, als Robustere, etwa ein Entschluß aus Pietät, aus irgendwelchen edlen Motiven, ein Entschluß, den sie ihrer Ansicht nach bei Verlust der Selbstachtung verwirklichen müssen, so sind sie oft völlig in ein verderbliches Netz verstrickt: einerseits ist die Tat gehemmt durch Gewissensbedenken, andererseits treibt ihr einmal gewecktes mächtiges Pflichtgefühl sie vorwärts. Tausend Pläne werden entworfen und verworfen: es kommt nie zu einer Ausführung. Und damit ist ein neues Moment gegeben: es setzt die allzuleicht bereite Selbstkritik ein, und das Ende ist wütende, nagende Selbstverachtung und damit völlige Verzweiflung. Die moderne Psychiatrie kennt dieses Zustandsbild sehr wohl: sie kennt auch seinen periodischen Wechsel zwischen der These brütender Melancholie und der Arsis exaltierter Verzweiflung. Und sie kennt auch jene raschen, entsetzlichen Taten (vgl. im „Hamlet“ den Tod des Polonius), die in der Erregungsphase oft nur durch einen relativ unbedeutenden Reiz ausgelöst werden. Taten, vor deren scheinbarer Sinnlosigkeit die Umgebung dann fassungslos dasteht.

Man sieht, ein Bild, in das sich die Geschehnisse der Tragödie trefflich einfügen: der Prinz, durch den plötzlichen Tod des Vaters, die taktlos schnelle Heirat der Mutter schon aus seinem psychischen Gleichgewicht gebracht, wird von einer Geisterstimme zu einer Tat gemahnt, der er sich, anfangs voller exaltierten Enthusiasmus, selber nicht gewachsen fühlt. Das eigene Ehrgefühl aber mahnt im Inneren immer quälender und dringlicher zur Tat. Der Prinz stellt mehrfach zwischen sich und die Ausführung, selbst da, wo die Gelegenheit ihm so günstig ist, wie in der Szene des betenden Königs, ein konstruiertes

Gewissensbedenken, das ihm die eigene Unentschlossenheit verhüllen soll. Diese Kompromisse mit seinem Pflichtgefühl und die immer wieder gemachte Erfahrung, daß er trotz aller guten Vorsätze doch nicht handelt, das alles bringt ihn in jenen seiner eigenen Umgebung so rätselhaften und verderblichen Zustand, in dem er zwischen bleierner Schwerkraft und exaltierten Handlungen hin und herschwankt. Der am Ende des ersten Aktes gefaßte Entschluß, sich wahrhaftig zu stellen, findet — eine geniale Variation des entsprechenden Tatbestandes bei Saxo Grammaticus — in seinem überreizten Gemüt nur zu günstige Voraussetzungen. Es entstehen aus seinem Willen, sich zu verstellen, seinem Haß gegen den verrotteten Hof, seiner überspannten, misanthropischen Bitterkeit, seinem Witz und der Überreizung seiner Psyche jene Dialoge, die bei aller Maßlosigkeit immer einen bestimmten Willen und vor allem einen geistvollen Sarkasmus erkennen lassen, in dem der alte Polonius „bei aller Tollheit Methode“ findet.

Unerbittlich geht sein Schicksal seinen Weg. Die Psychose unterwühlt ihn immer mehr und so sehen wir ihn zur Schuld getrieben, sehen den mählichen Abbau der zarten sympathischen Seele. Ein qualvolles Bild! Bis das Schicksal eingreift und Schuld tilgt und Schmerzen tilgt und Sünder und Unschuldige ins Grab reißt.

Es ist nicht meine Absicht, einen Hamletkommentar zu schreiben. Was ich zeigte, ist ja nur eine grobstrichige Skizze zu dem Bilde, das uns Menschen von heute das wahrscheinlichste ist. Ein Produkt der psychopathologischen Arbeit der letzten dreißig Jahre und der Tatsache, daß wir vermöge unserer Zeit klarer sehen, was in dem rätselhaften Charakter steckt, als die Generationen vor uns es vermochten.

Im Auslande beschäftigt sich direkt die Psychiatrie mit Shakespeare und seinen Figuren. Die Arbeiten des Engländers Moundsley, der beiden Amerikaner Connolly und Kellog, des Franzosen Boismont behandeln diese Frage zum Teil äußerst feinsinnig. Für den Fachmann, der in ihnen zu Worte kommt, liegt ja die Versuchung nahe, bei der kritischen Betätigung das einmal betretene Feld für sich allein in Anspruch zu nehmen, die fein gezeichneten, intimen psychischen Vorgänge mit dem doch immer sehr summarischen Wort der ärztlichen Diagnose totzuschlagen und jede, aber auch jede Lebensäußerung der kritisierten Gestalt unter dem Gesichtswinkel des beobachtenden Neurologen zu betrachten. Ich weiß sehr wohl, daß das von mir eben flüchtig skizzierte psychische Zustandbild soweit vervollständigt werden kann, daß man es mit einer bestimmten neurologischen Diagnose belegen kann: ein Vorgehen, das berechtigten Widerspruch wecken würde. Mit medizinischen Schlagworten umspannt man kein warmes Menschenleben, wohl aber zertrümmert man leicht dabei Sympathien und alles Unwägbar, das wir bei einem Kunstwerke erleben. Diese Gefahren vermeiden die oben angeführten Kommentare zum Teil glücklich; leider sind sie darin ein Gegensatz zu den deutschen Arbeiten derselben medizinischen

Provenienz, die in geradezu brutaler Weise mit solchen Schlagworten um sich werfen. Ein Beispiel nur aus diesen Kommentaren (für die eine Arbeit von Stenger typisch ist). Hamlets Worte in der Totengräberszene: „Mein Kinnbacken tut mir weh, wenn ich sehe, wie der Bursche mit dem Schädel umgeht“ werden mit vollem Ernst für die Annahme verwertet, daß Hamlet unter anderem auch an Gesichtsnervenschmerzen leidet. Die Worte in der ersten Hoffzene: „Im Gegenteil, mein Fürst, ich habe zuviel Sonne“ (Worte, die der tote Rainsz in wundervoller Weise als das gab, was sie sind, nämlich eine feine Ironie Hamlets gegen den ihm allzu nahen Glanz der unsympathischen Majestät), diese Worte müssen dazu herhalten, Hamlets pathologische Überempfindlichkeit gegen Licht zu erweisen. Und was der Banausentaten mehr sind.

Wenn wir heute die Überzeugung haben, daß es uns vorbehalten war, die Rätsel des Hamlet zu lösen, sofort kommt die bange Skepsis und lächelt über diesen Stolz: schon manche Zeit hat ähnliches von manchem monumentalen Kunstwerk gesagt. Der Kommentar hat nur relativen Wert: er gibt das Bild des Werkes, wie es sich in einer bestimmten Zeit spiegelt. Unser Fühlen aber ist ein variables Ding. Heute sind in unseren Assoziationszentren diese Bahnen die ausgeklüffelteren, morgen jene. Heute geht, ohne daß wir uns der Änderung besonders bewußt sind, unsere Intuition beim Auffassen andere Wege, als morgen. Es ist ein Merkmal jener Kunstwerke, die den Stempel göttlicher Ewigkeit tragen, daß sie jeder unserer wechselnden Generationen von ihrem Reichtum spenden.

So sind sie unerschöpflich und unendlich, wie unsere Seele.



Nacht

Die Nacht macht die Dinge einfach und groß:

Ein Hügelrand

hebt sich schwarz aus der Erde Schoß,

regungslos;

und dahinter ein rotverdämmerndes Band:

die Stadt,

eine vielfache Möglichkeit.

Ein ragender Baum beherrscht das Land,

einsam, breit;

durch Zweig und Blatt

hörbar rauscht die eilende Zeit —

Ernst Ludwig Schellenberg